

1.

ÜBER

JAKOB GRIMMS

RECHTSCHREIBUNG

VON

DR. G. MICHAELIS.

BERLIN.
VERLAG VON FRANZ LOBECK.
1868.

Vorwort.

Der nachfolgende Auffatz, welcher im April d. J. in der Gefellschaft für das Studium der neueren Sprachen zu Berlin vorgetragen wurde, ist dadurch hervorgerufen, dass ich von einigen Mitglidern difer Gefellschaft aufgefordert wurde, meine Anfichten über die Schrift Andrefen's „Über Jacob Grimms Orthographie" darzulegen. Dis konnte allerdings nur geschehen, indem ich manches, was ich schon ich weiß nicht wie oft gefagt habe, widerholte. Die Teilname, mit welcher trotzdem der Vortrag von den Zuhörern aufgenommen wurde, lässt mich hoffen, dass er auch bei dem lefenden Publicum einigen Anklang finden werde.

Berlin, den 27. Juni 1868.

Michaelis.

Dass die deutsche Rechtschreibung, wie ſie im weſentlichen durch Gottsched iren Abschluss gefunden hat, an welchem Adelung und Heyſe nur Einzelnheiten verbesserten, wenn ſie auch im ganzen auf richtiger Grundlage steht, doch namentlich wegen irer unfolgerichtigen Bezeichnung der Denung der Vocale nicht befridige, fülten schon merere der begabteren Schriftsteller der lezten Jarzehnde des vorigen und der ersten diſes Jarhunderts, wie Klopstock, Voss, die Grafen zu Stolberg, Schleiermacher, und von den Grammatikern beſonders Hemmer, Fulda, Nast. Die Verſuche der Besserung mussten aber ſo lange unbefridigend ausfallen und ſich auf wenige mer zufällige Einzelnheiten beschränken, als man nicht eine klare Einſicht in den Entwickelungsgang unſerer Sprache gewonnen hatte. Erst Jakob Grimm war es vorbehalten, uns in das innere Heiligtum unſerer Muttersprache einzufüren und die Geſetze irer Lautentwickelung ſo klar und durchſichtig vor Augen zu legen, dass dadurch eine geſicherte Grundlage gewonnen war, von der aus das Streben nach einer Vereinfachung und Verbesserung in eine erfolgreiche Ban gelenkt werden konnte.

Obgleich Grimm die Rechtschreibung nicht als eine Hauptſache für den Sprachforscher anſah, ſo verkannte er doch keineswegs ire hohe Bedeutung und arbeitete ſein ganzes Leben hindurch, wenn auch immer nur gelegentlich bei ſeinen großen Werken, auf ire Verbesserung hin. Er ſelbst erklärte in der Vorrede zum Wörterbuche,

dass er mit diſem Schlusswerke ſeines Lebens ursprünglich eine durchgreifende Regelung der Rechtschreibung zu verbinden beabſichtigt habe, ja dass er dafür den rechten Augenblick gekommen wänte, ſei einer der Hauptgründe geweſen, ihn zur Übername des Wörterbuchs zu bestimmen; dass er aber mit Rückſicht auf die Zähigkeit, mit der das deutsche Volk an ſeinen Vorurteilen festhalte, und auf die inzwischen eingetretenen einem ſolchen Fortschritte minder günstigen Zeitverhältnisse davon Abstand genommen und ſich darauf beschränkt habe die Verbesserung hin und wider anzubanen und vorzubereiten.

Jeder, der der deutschen Sprache ſein beſonderes Interesse zugewandt hat, wird es gewiss bedauern, dass der große Meister wärend ſeiner langen großartigen litterarischen Tätigkeit nicht dazu gekommen ist, eine beſondere ſystematische Ausarbeitung über die deutsche Rechtschreibung zu unternemen, für welche ſeine Werke alle nötigen Unterlagen bieten, da ſich bei einer ſolchen die Punkte, in denen er noch schwankte oder noch nicht auf dem rechten Wege war, ſicher hätten klären und einen festen Abschluss gewinnen müssen. Obgleich nun aber unſere Rechtschreibung durch Grimm noch keineswegs zu einem geregelten Abschlusse gelangt ist, ſo ist doch das, was er für die Fortentwickelung derſelben gewirkt und erstrebt hat, ſo bedeutend, dass es keine wichtige Frage auf diſem Gebiete gibt, für die er nicht den Geſichtskreis weſentlich erweitert hätte.

Der bis dahin für heilig gehaltene Gebrauch als Grundſatz der Rechtschreibung musste vor ſeiner in die Tiefe dringenden und überall auf die Ursprünge zurückfürenden Forschung dahinschwinden. Auch dem pedantischen, einer urwüchsigen Sprache schlecht anstehenden Grundſatze der graphischen Unterscheidung gleichlautender Wörter von verschidener Bedeutung, welchen schon Klopstock bekämpft hatte, trat Grimm mit aller Entschidenheit entgegen. Die Etymologie erhielt im Gegenſatz zu dem früheren unſicheren Umhertappen

jezt erst eine klare und gesicherte Grundlage, jezt erst wurde es möglich den etymologisch begründeten Kern aus dem Wuste unserer Denungszeichen herauszuschälen und das etymologische Princip der Rechtschreibung in das richtige Verhältnis zu bringen zu dem naturgemäßen, immer jugendlich frischen obersten phonetischen Princip, welches die Grundlage aller Lautschrift ist, und auch von Grimm als solche anerkannt ist. „Der Schreibung (sagt er in der Abhandlung über das Pedantische), die ire volle Pflicht tut, wenn sie alle wirklichen Laute zu erreichen sucht, kann nicht das unmögliche aufgebürdet werden, zugleich die Geschichte einzelner Wörter darzustellen.“

Die gründliche Erforschung der Lautgesetze und der historischen Entwickelung unserer Sprache zeigte Grimm in unserer Schrift vilfache Feler: „Wust und Unflat unserer schimpflichen, die Glidmaßen der Sprache ungefüg verkleisternden und entstellenden Schreibweise,“ wie er sich allerdings scharf ausdrückte; doch warum soll eine solche das Wòl des ganzen Volkes innig berürende Warheit nicht mit voller Schärfe ausgesprochen werden?

Es ist nun von der größten Wichtigkeit, sich darüber klar zu werden, wie weit Grimm das richtige getroffen hat, in welchen Punkten er dagegen das Zil noch nicht erreicht hat, oder villeicht bereits über dasselbe hinausgegangen ist? Um dise Frage zu beantworten, bedarf es einer genauen Orientirung über Grimms Verhalten zu den einzelnen Fragen der Rechtschreibung. Zu einer solchen wird uns ein reiches Material geboten in einer vor kurzem erschinenen Schrift:

Über Jacob Grimm's Orthographie von Karl Gustaf Andresen. Göttingen, Dietrich 1867.

Schon aus den ersten Worten der Vorrede dises Werkchens geht hervor, dass es der Hauptzweck des Verfassers gewesen, die tatsächliche Darlegung der Grimmschen Rechtschreibung, insofern sie aus seinen Schriften erkannt werden kann, zu betrachten. Das ist im ganzen gewiss zu billigen, denn das wirklich gegebene Beispil

wirkt immer besser als alle noch fo ausfürlichen Erörterungen über das, was die Wissenschaft fordert, was man aber doch felbst anzunemen aus difer oder jener Rückficht fich nicht entschließen kann. Dife Anficht scheint auch Grimm felbst geteilt zu haben. „Damit — fagt er — das bessere künftig einmal hergebracht werde, hat man es zuvor zu beginnen.“

Es find nun in dem angefürten Werke Andrefens die einzelnen Abweichungen Grimms von der gewönlichen Schreibweife zimlich vollständig zufammengestellt, wofür wir dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet find, da es uns dadurch wefentlich erleichtert ist, eine Überficht über das Material zu gewinnen.

Die hervorstechendsten Grundzüge in der Grimmschen Rechtschreibung find offenbar das Streben nach Einfachheit und Zurückfürung auf die Ursprünge. Es spricht fich dis schon von vornherein aus in allen mer äußerlichen Dingen, zunächst in der Wal der einfacheren runden lateinischen Schrift (feit 1821) statt der aus ir entstellten fogenannten deutschen, welcher er noch 1816 ausdrücklich das Wort geredet hatte. Ferner (feit 1822) in der Abschaffung der Majuskeln für die Substantiva, welche er für eine finnlofe Verkleisterung erklärte und für den Hauptschlupfwinkel aller Pedanterei, dessen Zerstörung alles andere erleichtere, dessen Festhaltung alles andereer schwere. (Vgl. Zeitschr. für Sten. u. Orth. X, 64). Auch felbst für die Satzanfänge ging er allmählich in dem Gebrauch der kleinen Anfangsbuchstaben immer weiter, fo dass er zulezt fogar nach Abfätzen kleine Buchstaben einzufüren fuchte. Die von Namen abgeleiteten Adjectiva schrib er schon feit 1817 meist mit kleinen Buchstaben. Weiter tritt das Streben nach Einfachheit hervor in feiner Befeitigung der Bindestriche und Apostrophe, wie in der Vereinfachung der Interpunctionen und Anfürungshäkchen — lauter Dinge, in denen er fo sparfam, ich möchte fagen fo stenographisch wie irgend möglich verfur.

Befonders aber beleidigte ihn die Überhaüfung der Wörter mit unnützen Buchstaben. „Das Gebrechen (fagt

er Wtb. LV) ligt in unbefugter regellos schwankender Haüfung der Vocale wie Confonanten, wodurch die deutsche Schrift einen breiten, steifen und schleppenden Eindruck macht."

Als die Hauptaufgabe, welche unferm Jarhundert in Bezug auf die Vereinfachung unferer Rechtschreibung zugefallen ist, erkennen wir die Befeitigung der unnützen Denungszeichen. Allerdings hat fich Grimm gegen den Gebrauch derfelben fer nachgibig gezeigt, ja er hat fie in der frühsten Zeit, wie es scheint, felbst mit einer gewissen Vorliebe gehegt; aber feit dem Erscheinen der Grammatik hat er doch im Großen und Ganzen auf ire allmähliche Befeitigung hingearbeitet. Eine fofortige Confequenz in difer Beziehung scheint er indes nicht für zweckmäßig gehalten zu haben, wie aus der bunten Musterkarte von Beibehaltung und Verwerfung derfelben, welche Andrefen vorfürt, hervorgeht. Zuweilen gewinnt es felbst den Schein, als ob dife bunt eingefetzten Lappen ihm als fo bedeutungslofer Kram erschinen feien, dass es fich gar nicht der Mühe verlone, fie wirklich mit vollem Ernste und mit Confequenz zu bekämpfen. Es scheinen hier die Worte Andrefens zuzutreffen: „Mir felbst war es längst klar geworden und nicht am wenigsten aus der berümten Vorrede zum Wörterbuche, die fich fo heftig gegen die heutige „schimpfliche" Schreibweife ausspricht, dass Grimm durch das vorhandene Ärgernis fich zwar beleidigt, niemals aber in feinen Darlegungen wefentlich gehindert gefült hat, bisweilen fogar mit einer Art von Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, welche indessen nicht one bitteren Beigeschmack fein mochte, die praktische Seite des Gegenstandes betrachtet zu haben scheint."

Unangeneme und felbst bitter kränkende Erfarungen auf difem Gebiete find Grimm ficher ebenfo wenig erspart worden wie jedem andern, der fich bemüht hat unfere Rechtschreibung auf irgend eine Weife zu bessern und zu fördern.

Da Grimm felbst eine Confequenz in der Befeitigung der Denungszeichen niemals erstrebt hat, fondern mer

nur vorbereitend darauf hinzuwirken fuchte, fo kann ich mich hier darauf beschränken, einige feiner befondern Eigentümlichkeiten in irem Gebrauch hervorzuheben. Es entsprach feiner etymologischen Auffassung, dass er die Denungszeichen vorzugsweife in folchen Wörtern zu befeitigen fuchte, welche fogenannte unorganische, aus früherer Kürze hervorgegangene Denung haben. So schrib er z. B. gern malen (molere) und Müle one h, wärend er haüfig, und zwar nicht bloß in der früheren Zeit, fondern felbst noch im Wörterbuche mahlen (pingere), Mahler (pictor), Gemählde schrib. Sicher geschah dis nicht in der Abficht, um gleichlautende Wörter irem Begriffe nach zu unterscheiden, denn gegen difen Grundfatz hat fich Grimm stäts aufs schärfste ausgesprochen, fondern um das ursprünglich lange â, die fogenannte organische Länge etymologisch von der späteren Denung zu unterscheiden. Weigand fagt darüber (Wtb. II, 86): „Was die Schreibung anlangt, fo ist wegen der ursprünglichen Kürze des a malen (molere), wie Luther schrib, die historische und alfo die richtige, und Frisch (1741) unterschid, wenn man einmal unterscheiden follte, ganz mit Recht: malen auf der Müle (mhd. maln) und mahlen mit dem Pinfel (mhd. mâlen), nicht wie Stieler, der difes malen und jenes mahlen schreibt, welche willkürliche und verkerte Unterscheidung durch Gottscheds Einfluss allgemein üblich wurde und noch ist. Schottelius (1663), Steinbach (1734), Adelung und nach ihm Campe schreiben one Grund beide Wörter mit dem denenden h." — Das beste ist es freilich beide one h zu schreiben und difes nur in den Fällen zu behalten, wo die Etymologie direct auf ein folches hinweift, wie in Gemahl, Mahlschatz, vermählen, allmählich etc.

Dem oben erörterten entsprechend war Grimms früheres Verhalten zu ie. Wo dasfelbe für ursprünglich kurzes i steht, fuchte Grimm in früherer Zeit gern das einfache i wider herzustellen; so schrib er: fiht, stilt, gibt, ergibig, nider, gibel etc. In der dritten Auflage der Grammatik ist er jedoch von difer Richtung

abgegangen und ſiht das ie diſer Wörter für eine Art von Brechung an, wogegen ich mich schon in meinen Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung (1854) entschiden ausgesprochen habe, one darin auf einen Widerspruch Grimms gestoßen zu ſein.

Die früheren Diphthongen entsprechenden ie behält Grimm, ſo weit ſie den Laut von langem ī haben, bei; wo ſolche dagegen durch Einwirkung einer nachfolgenden merfachen Conſonanz in kurzes i übergegangen ſind, da erkannte Grimm die Berechtigung von bloßem i an, ſelbst für die Formen fing, ging, hing, die er nicht ſelten neben fieng, gieng, hieng schrib. Er spricht ſich darüber in der dritten Ausgabe der Grammatik ganz deutlich aus: „Jenem ie für i entgegengeſetzt ist die Kürzung des alten ie in i, wenn merere Conſonanten folgen: dirne für mhd. dierne, ahd. diorna (wärend dienst bleibt), licht, nicht für liecht, niecht (schon mhd. nicht); ging, hing, fing neben gieng, hieng, fieng; umgekert giebt für gibt.“ Es dürfte dis wol eine der wichtigsten Stellen in Grimms Werken zur Beurteilung ſeiner Stellung zwischen dem phonetischen und etymologischen Principe ſein. Wenn auch der scharfſinnige Forscher in der etymologischen und historischen Aufklärung der Sprachformen ſeine schönste Befridigung fand und ſeine höchsten Triumphe feierte, ſo erkannte er doch die lebendige Sprache in irer Kraft und Eigentümlichkeit als einen vollberechtigten Factor für die schriftliche Darstellung derſelben an. — Gram. I³, 372 hebt er die Kürze der Aussprache von fing, hing, ging ausdrücklich hervor: „Selbst nhd. dauert ie, außer in fieng, gieng, die fing, ging ausgesprochen und von einigen [ſollte doch wol heißen: von den meisten] auch geschriben werden.“ — Dagegen erklärt er Gesch. d. deutsch. Spr. 870: fing, hing, ging für unhochdeutsch. Allerdings ſind ſie nicht specifisch hochdeutsch, aber gewiss ebenſo allgemein neuhochdeutsch, wie nicht, Licht, Fichte. Selbst Andreſen erkennt ausdrücklich die gekürzte Aussprache: fing, ging, hing an, erklärt aber dennoch von ſeinem

antiphonetischen Standpunkte aus die diſer Aussprache nachkommende Schreibung geradezu für felerhaft, was mit Grimms Anſicht in scharfem Widerspruche steht. Es mag hier noch hervorgehoben werden, dass ſich bei Grimm in früherer Zeit, wo er meist noch -iren statt -ieren schrib, folgerichtig auch regiren findet. (Vgl. Zeitschr. f. Sten. u. Orth. X, 64.)

Den mir stäts unbequem erschinenen Formen æ, œ, welche einige Germanisten als Längen zu ä, ö anwenden, hat Grimm für das Neuhochdeutsche nie das Wort geredet; ſie ſind auch überflüssig, denn warum ſollten wir die Länge und Kürze bei den Umlauten anders behandeln als bei den Grundlauten a und o. Wir können æ und œ füglich den mhd. Texten überlassen; für das Nhd. reichen ä und ö, wie ü, vollkommen aus. Dass Goethe ſeinen Namen mit oe geschriben, war Grimm ſer misfällig, wie die Worte zeigen: „Es ist Übermaß von Verehrung Göthes undeutsch Goethe nachzuamen, denn jeder Leſer hätte das Recht es dreiſilbig auszusprechen, oder umgekert poet pöt zu leſen“.

In dem Wechsel zwischen e und ä tritt, wie Andreſen mit Recht hervorhebt, Grimms entschidene Neigung zu dem einfacheren e hervor: Eltern, Ermel, Becker, Hering, nemlich, Italiener, Merz etc. Für langes æ behält er öfter ä, z. B.: Gebärde, doch schreibt er gewönlich: stet, stetig, stets.

In einer Reihe von Wörtern, in denen ä aus gebrochenem ë hervorgegangen ist, z. B. Bär, hat Grimm die Widereinfürung von e empfolen, one jedoch dem Vorschlage ſelbst Folge zu geben. (Vgl. den Art. E im Wörterbuche.)

Ebenſo wie e vor ä bevorzugt er eu vor äu und schreibt ſelbst gewönlich: leugnen, teuschen, Seule, in denen äu (besser aü) doch wol genauer wäre.

ai beschränkte er möglichst, ſo schrib er meist Leib (brot), auch Papagei, Lakei. Wie ou und au im Nhd. unwiderbringlich in den einen Laut au zuſammengefallen ſind, ſo ſind uns auch ai und ei in einen Laut zuſammengeflossen.

Bei ſonstigen Schwankungen der Formen zieht er die durch die Vergleichung mit der älteren Sprache am meisten gerechtfertigten vor, ſo: Hilfe, triegen, echt etc.

Das y, welches in Grimms frühster Zeit in deutschen Wörtern noch in vollem Schwange war, und das er ſelbst noch in der ersten Ausgabe der Grammatik hegte, ist später von ihm mit Erfolg beſeitigt.

In Bezug auf die Schreibung der Conſonanten ging Grimms Hauptstreben dahin, die Conſonantenverdoppelung ſoweit als möglich zu beſeitigen.

Zwischen Vocalen nach kurzem Vocal erkannte er im Allgemeinen die Verdoppelung als notwendig an und machte davon nur wenige ganz vereinzelte Ausnamen, namentlich schrib er gewönlich: manigfach, manigfaltig statt mannigfach, mannigfaltig; ferner Brite, britisch statt Britte (schon ahd. Britto), brittisch, welche Schreibweiſe ſich namentlich in der Zeitungslitteratur Ban gebrochen hat, obwol ſie den allgemeinen Grundſätzen unſerer Rechtschreibung nicht entspricht.

Eine Haupteigentümlichkeit der Grimmschen Schreibweiſe war, dass er die Spiranten s und f am Schlusse und vor antretendem Flexionsconſonanten nicht verdoppelte, z. B. Ros, Kus, gewis, Schif, Stof, Begrif, küst, gemist, schift, ſo auch Fremdwörter wie: Pas, past, prest, Bas etc. (ich weiß nicht ob auch proces, expres u. dgl.?). Den nächsten Anlass dazu hat wol gegeben, dass die Spiranten ch und sch nicht verdoppelt werden, doch ist diſe Analogie deshalb nicht ganz zutreffend, weil bei diſen der Hauptgrund der Nichtverdoppelung in dem Mangel einfacher Zeichen für dieſelben ligt, und außerdem sch in der Regel aus einer wirklichen zuſammengeſetzten Conſonanz sk hervorgegangen ist.

In Bezug auf s hat Grimms Vorgang unter ſeinen Anhängern vilfache Nachamung gefunden, weniger für f. Am meisten Eingang gefunden hat die empfelenswerte Vereinfachung der Vorſilbe mis- und der Endung -nis, die auch z. B. Brockhaus für ſeinen Verlag angenommen hat. Vereinfachungen anderer Verdoppelungen vor antretendem

Flexionsconſonanten, wie verirt, verwirt, oder in Zuſammenſetzungen, wie Irlicht, Irfart, Irtum, treten bei Grimm als vereinzelte Verſuche hervor, welche durchzufüren jedoch niemals Ernst gemacht ist. Er ſagt indes darüber zu meinen Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung 1854: Er habe vorläufig nur auf s und f gedrungen. Auf Zweideutigkeiten gebe er nichts, jeder Leſer merke aus dem Zuſammenhange ob *„geſült"* *geſüllt* oder *geſühlt* ſei. (Zeitschr. f. Sten. u. Orth. X, 63. Man vergleiche hierüber meine Bemerkungen über Schleichers Orthographie in derſelben Zeitschrift XV, 150ff.) Dadurch ſind freilich manche ſeiner Anhänger aufs Glatteis gefürt worden. Beim Anstoß dreier gleicher Conſonanten in zuſammengeſetzten Wörtern empfal Grimm allgemein einen auszustoßen: Stammutter, Schnellauf, Brenneſsel, Schiffart etc. Wie weit dis durchdringen wird, wird das praktische Leben zu entscheiden haben. Ebenſo verhält es ſich mit dem Ausstoßen eines h in Wörtern wie Roheit, Rauheit.

Statt faulenzen ſuchte Grimm faullenzen einzufüren, indem er das Wort nicht als abgeleitet anſah, ſondern als ein Compoſitum mit Lenz (Abkürzung von Leonhard), auch schrib er öfter Zierrat statt Zierat.

Eine eigentümliche Klasse bilden diejenigen zuſammengeſetzten Wörter, nebst einigen abgeleiteten, deren erster Teil als ſelbständiges Wort langen oder gedenten Vocal hat, der aber in der Zuſammenſetzung oder Ableitung gekürzt erscheint. Wo bei diſen die Verdoppelung üblich war, hat Grimm ſie aufgegeben, was man auch wol billigen kann. Es gehören dahin namentlich: Irland, Urteil, Lorber, Marstall, Marschall, Merrettich, warlich, verwarloſen, Walrat, Walross, Walfisch, Walküre, Walhalla, Wollust, villeicht, barfuß, Bolwerk, Brombere, Schelfisch, Damwild, Damhirsch, disſeit, jenſeit, herbei, herein, herab, herum etc., herlich, Herschaft, Herberge, Herzog, Hochzeit etc. und vile Namen, wie Hermann, Hanstein, Goslar etc. — In Wallnuss

aus Walchnuss dürfte wol Assimilation des ch anzunemen und das ll besser zu bewaren ſein. — Nachtigal statt Nachtigall hat Grimm nie geschriben. Auch die Schreibungen Model, formel statt Modell, formell ſind nicht zu empfelen, da ſie die Gelaüfigkeit des Leſens weſentlich beeinträchtigen.

Im reinen (flexionsfreien) merfachen Auslaut ist die Verdoppelung nicht Bedürfnis; es genügen die Schreibungen: Gewinst, Gespinst, Trift, Witwe, Wams, Samt, ſamt, geſamt, ſämtlich, Brantwein, Kentnis, jezt, lezt, nakt, Kleks etc. Diſe Vereinfachung ist beſonders in Pfefferkorns Programm weiter ausgefürt. (Vgl. meine Zeitschr. XII, 109). Eine weſentliche Verbesserung ist Grimms: herschen, Herscher statt des etymologisch felerhaften und unnütz überladenen herrschen, Herrscher.

Die ndd. Wörtern angehörigen verdoppelten Mediä erſetzte Grimm gern durch die Tenues. Andreſen fürt dafür als Beispile an: krappeln, rocken, docke, flücke, einschmuckeln, welche allerdings schwerlich allgemeine Geltung finden werden. — Den Verſuch statt der üblichen niderdeutschen Formen Hafer, Schwefel die hochdeutschen Haber, Schwebel zu ſetzen, hat Grimm ſelbst bald wider aufgegeben. Statt des ndd. durch Luthers Bibelüberſetzung herschend gewordenen Brod schrib er in späterer Zeit stäts die hochdeutsche Form Brot.

Der am meisten besprochene Schritt, den Grimm in der Rechtschreibung verſucht hat, war die Erſetzung des nhd. ss an Stelle des mhd. ʒʒ durch ß, wie waßer, meßen etc. statt Wasser, messen. Auch diſen Schritt könnte man villeicht als hervorgegangen aus dem Bestreben, die Conſonantenverdoppelungen ſo weit als möglich zu beſeitigen, anſehen. Da nun einfaches s zwischen Vocalen zu tönendem, weichen ſ wird, ſo stand für ss nur ß zu Gebote, welches zugleich in dem Geſetze der Lautverschiebung eine etymologische Stütze fand. Wie ſich ß nach langem Vocal unangetastet in Laut und

Schrift (für mhd. ʒ) erhalten hat, ſo glaubte Grimm bei der zweiten Auflage der Grammatik (1822), dass auch nach kurzem Vocale wenigstens von Feinhörigen noch hie und da ein Unterschid zwischen ursprünglichem ss und dem mhd. ʒʒ entsprechenden ss herausgehört werden könne, und ſo entschloss er ſich für lezteres das einfachere ß einzufüren, für welches er, da die zweite Auflage in lat. Lettern gedruckt wurde, das lat. Alphabet aber noch kein entsprechendes Zeichen hatte, die schöne Type ß aufstellte. Für die Anmerkungen unter dem Texte wandte er, da diſe in kleineren Lettern gedruckt ſind, den bereits ſeit längerer Zeit bekannten Notbehelf der Umschreibung des ß durch ſs an, welche Umschreibung er, nachdem ſein früheres ästhetisches Behagen von der Form ß durch verschidene Widersprüche erschüttert worden war, von 1844—1851 meist walten ließ, bis er ſich endlich 1852 zu sz entschloss, das er ſeitdem eifrig verteidigte.

Den in der zweiten Auflage des ersten Bandes der Grammatik (1822) angenommenen Gebrauch des ß für ss hat Grimm durch den zweiten und dritten Band der Grammatik bis 1831 durchgefürt. Er überzeugte ſich jedoch dass der Lautunterschid, auf den er ihn zu baſiren geſucht hatte, in der Tat nicht existire, wie er in der Vorrede zum Wörterbuch (ſihe unten) deutlich ausspricht, und kerte zum üblichen (Gottschedschen) ss zurück. In einem Briefe vom Jare 1833 (Peiffers Germania XII, 116—117) ist er, wie Andreſen hervorhebt, bereits zum ss zurückgekert, ſo dass die Wandelung zwischen 1831 und 1833 fällt. Über die Motive zu diſer Rückker ſich auszusprechen, hat Grimm stäts ſorgſam vermiden. Selbst da, wo er später den geeignetsten Anlass dazu gehabt hätte, wie in der Vorrede zum Wörterbuch und in ſeinen Auslassungen über meine „Vereinfachungen“ und meine „Anordnung des Alphabets“ lässt er diſen Wechsel unerwähnt und eine ganze ſich über diſen Streitpunkt erhebende Litteratur hat ihn nicht vermocht, ſich direct darüber auszusprechen. Auch in Gesprächen ſuchte er, ſo weit mir bekannt, ein Eingehen auf diſe Wandelung zu

vermeiden. Daher kann Andresen, ein Hauptanhänger des von Grimm aufgegebenen Gebrauches des ß, der die Schriften Grimms so vollständig kennt wie irgend einer, getrost sagen: „Auf großen Widerspruch hinsichtlich des ß bin ich gefasst, nicht aber darauf, dass bekannt gemacht werde, an welchem Orte Grimm einem wirklichen, d. h. auf innere Überzeugung gegründeten Übertritte von dem einen in das andere Lager deutlichen Ausdruck gegeben habe."

Es folgt aber aus disem beharrlichen Schweigen Grimms gewiss nicht, dass er, wie Andresen meint, aus Nachgibigkeit gegen den herschenden Gebrauch zu ss zurückgekert sei. So nachgibig Grimm auch in manchen Punkten war, so ist er doch, wenn er einmal eine wichtige Änderung in der Schreibung angenommen hatte, sonst überall mit der äußersten Beharrlichkeit bei derselben gebliben. Der Mann, welcher bis an das Ende seines Lebens mer als vier Jarzehnde hindurch die Schreibungen ros, kus, schif, stof mit beispilloser Zähigkeit festhielt, und dem, nach Andresens eigenen Worten, Zurückhaltung nirgends und auch in solchen Dingen nicht eigen war, sollte die Schreibung des ß, welche er zu einem Grundpfeiler der deutschen Grammatik gemacht und durch drei Bände dises seines Hauptwerkes consequent durchgefürt hatte, dann mit einem Male aufgegeben und nie wider mit einer einzigen Silbe erwähnt haben, bloß aus Nachgibigkeit gegen den Gebrauch! Es kann warlich nichts undenkbarer sein als dise Anname. Ebensowenig konnte der Grund in Unmut über felgeschlagene Erwartungen ligen, denn gerade in disem Punkte hat ihm die Huldigung seiner Anhänger am wenigsten gefelt. Es mussten also andere in der Natur der Sache ligende Gründe vorhanden sein. Übrigens sind die Worte der Vorrede zum Wörterbuche:

> „Wir sprechen und schreiben inlautend ss nach organisch k u r z e m oder gekürztem Vocal in gasse, lassen, lässig, nassen, wasser, essen, fressen, bisse, risse, schlisse, gegossen, genossen, flusses, verdrusses, wo bereits die mhd. Doppelung ʒʒ wei-

cher geworden war als der Auslaut naȝ, vluȝ, guȝ, dem wir auch nhd. ß geben: naß, fluß, guß. Schon die alte Schreibung Hessen (Nib. 175, 1) für Heȝȝen, Chatti lifert folches ss, das fich felbst im got. vissa für vitida, ahd. wessa entfaltete und mhd. Handschriften gewären es noch fonst, z. B. in besserôn, wasser, vressen, vassen, vergessen, vergisset u. f. w. Nach langem und gedentem Vocal haftet hingegen ß, wie das mhd. ȝ hier nicht verdoppelbar ist: aßen, straße, fleiß, heißen, gießen, groß, größe, füß, füße. Inlautend fallen uns mhd. ss und ȝȝ zufammen, gewissen certum klingt uns wie wissen scire, bissen momorderunt, wärend f und ß nach langem Vocal hörbar verschiden lauten: weifen monstrare, weißen dealbare; heifer raucus, heißen jubere; meife parus, beschmeiße illino. ß muss etwas dicker und mit der Zunge hervorgebracht werden, s geht durch die Zäne.“ doch fo klar und offen, und tragen fo fer den Stempel der Überzeugung, dass kein Unbefangener dabei an eine reservatio mentalis, wie fie ihm beigelegt worden ist, denken wird. Villeicht tritt aus der Correspondenz Grimms hierüber noch einmal eine weitere Aufklärung ans Licht.

Durch die fogenannte neuhistorische Schreibweife werden die verschiden lautenden Wörter schoße und schosse, faßen und fassen etc., von denen die ersteren mit marginalem ß, die lezteren mit doppeltem alveolären s gesprochen werden, ebenfo nachteilig in schoße, laßen zufammengeworfen, wie fie in der vorgottschedschen Schreibweife in shoffe, faffen zufammengeworfen wurden. Das confequenteste, einfachste und den Lautverhältnissen des Nhd. entsprechendste ist es, nach der Heyfeschen Regel, wo nicht einfaches s (zwischen Vocalen f) steht, durchweg nach langem Vocal ß, nach kurzem ss zu fetzen — eine Verbesserung, auf welche in der neusten Zeit namentlich R. v. Raumer, Stier und Schreiber difes hinzuarbeiten gefucht haben.

Zu Grimms Erfetzung des ß durch sz in der lezten

Periode ſeines Lebens, ſeit dem Beginn des Wörterbuches (1852) haben ebenſo wie zu ſs ursprünglich wol nur aüßerliche typographische Rückſichten gefürt, namentlich die Notwendigkeit für die Stichwörter des Wörterbuchs das ß in Majuskeln widerzugeben, wozu ſonst erst eine beſondere Form hätte geschaffen werden müssen, was freilich auch nicht zu schwer geweſen wäre. Ein Schriftschneider wie Ferd. Theinhardt würde hier bald Rat geschafft haben. Was Grimm an vilen Stellen dagegen vorbringt (z. B. zu meiner Anordnung des Alphabets S. 45) ſind Klagen darüber, dass uns in dem ss ursprüngliches ss und aus einer Aspiration oder Assibilation hervorgegangenes mhd. ʒʒ zuſammenfallen; daran trägt aber nicht die Schrift die Schuld, ſondern die Sprachentwickelung. Die Schrift an ſich ist daran durchaus unschuldig. Die von Grimm später gegen ſein eigenes Kind, das ß, geltend gemachten ästhetischen Gründe scheinen mir in der Tat zu schwach zu ſein, als dass man annemen könnte, ſie ſeien wirklich für ihn entscheidend geweſen, und hätte er Neigung und Muße gewonnen, der Phyſiologie der Laute eine nähere Beachtung zuzuwenden, ſo würde er schwerlich für den einfachen Laut des ß zu dem zuſammengeſetzten Zeichen sz zurückzugreifen ſich entschlossen haben. Die Germanisten ſind zu einer Übereinstimmung in der Darstellung diſes einfachen Lautes, der ſich im Nhd. nur nach langem Vocal erhalten hat, noch nicht gekommen; die einen haben Grimms in jeder Beziehung empfelenswertes ß beibehalten, die andern wenden die Umschreibung ſs, die dritten das zuſammengeſetzte sz an. Die Dänen haben noch eine andere Umschreibung für das deutsche ß, nemlich sſ, z. B. „Preusſen“. Endlich kommt dazu noch die ganz ungehörige Vermischung mit ss, die freilich für den Drucker, der ſich dabei um die Sprachverhältnisse gar nicht zu bekümmern braucht, das bequemste ist, und über welche Grimm ſagt: „Als endlich in unſerm eignen Jarhundert das lange ſ verschwand und dem s allenthalben wich, verſagte auch der Notbehelf des ſs und die Setzer griffen zu ss, das

doch im Auslaut wie Inlaut nach *langem* Vocal unleidlich scheint.“ Möchten ſich bald alle Germanisten über die Beibehaltung und den richtigen Gebrauch des ß einigen.

Gleich schwach wie die gegen die Form ß aufgestellten ästhetischen Gründe ſind die von Grimm (zu meiner Anordnung des Alphabets) gegen das ſ geltend gemachten. Ebenſo gut wie an eine Blindschleiche, dächte ich, könnten wir beim langgestreckten ſ an eine schöne schlanke Palme oder an etwas änliches denken, und der im ß wie eine Locke herabhängende Zug hat doch auch nichts unästhetisches. In welcher edlen Einfachheit erscheinen nicht ſ und ß, dem abscheulichen g gegenüber! Nachdem der Freiheits- und Gleichheitsschwindel der Franzoſen wärend irer ersten Revolution auch die Folge gehabt hatte, dass die franzöſischen Buchdrucker die Form ſ neben s aufgaben, die für ſie nicht gleiche Wichtigkeit hatte wie für uns, da ſie für den tönenden (weichen) Laut noch das Zeichen z haben, verschwand das ſ allmählich auch in England, Deutschland und den übrigen Ländern, doch bietet die Widereinfürung desſelben keine großen Schwirigkeiten, da die Stempel dafür zum Teil noch vorhanden ſind, und ſich im Notfall in den Druckereien immer leicht ein ſ aus einem f herstellen lässt. Der Widereinfürung des ſ für den tönenenden (weichen) Alveolarlaut hat namentlich Rumpelt in ſeiner deutschen Grammatik ein überzeugendes Wort geredet.

Die Unterscheidung zwischen ss und ß wird am besten auch vor antretendem Flexionslaute beibehalten. Die von Grimm verſuchten Formen *weist*, *wuste*, *gewust*, *bewust*, *must*, *muste*, *göste* statt der Heyſeschen *weißt*, *wusste*, *gewusst*, *bewusst*, *musst*, *musste*, *größte*, gehen teils aus dem oben erörterten Verhalten Grimms hervor, teils ſuchen ſie einer alten Lautregel zu folgen, entsprechen aber nicht den jetzigen allgemeinen orthographischen Principien und können nicht als ein Fortschritt angeſehen werden.

In Bezug auf einzelne zwischen s und ß schwankende Wörter ſei hier nur bemerkt, dass Grimm den Verſuch

Kreiß statt Kreis herzustellen, später hat fallen lassen, wie er auch aus unverändert beibehalten hat, dagegen fuchte er Loß, loßen statt Los, lofen festzuhalten. In dem Schwanken zwischen dis und diß gab er mit Recht dem s den Vorzug (Vgl. Zeitschr. für St. und O. XIV, 156). Die falsche Schreibung blos statt bloß findet fich bei ihm nur in früherer Zeit.

Das th deutscher Wörter hat Grimm überall, wo nicht durch Zufammenfetzung t und h zufammentreffen, unumstößlich als falsch nachgewifen, hat es aber felbst wie Platen, Rückert u. a. m. nur im Auslaute, und auch da nicht confequent zu befeitigen verfucht. Es kann nicht genug bedauert werden, dass Grimm in der Bekämpfung difes lästigen Felers nicht mit Confequenz vorangegangen ist, da es feiner Autorität gewiss längst gelungen wäre, uns von demfelben zu befreien.

Andrefen hat unbegreiflicherweife fich nicht dazu entschließen können, das th zu befeitigen. Er fagt darüber: „Wer fich dawider straüben follte, dass ich neben dem von vilen Seiten angefochtenen historischen ß, doch th, dem auch die wissenschaftlichen Gegner das Wort nicht reden, fondern bloß der um Gründe unbekümmerte Gebrauch huldigt, in meiner Schreibung stehen lasse, für den bemerke ich folgendes. Dem Grundfatze th im In- und Auslaut zu tilgen, im Anlaut dagegen vorlaüfig beizubehalten, vermag ich, obgleich auch Grimm ihn stillschweigends haüfig befolgt zu haben scheint, nicht beizutreten, weil für dife Unterscheidung kein innerer noch aüßerer Grund einleuchtet. Wenn hieraus folgt, dass ja nichts hindere auch aus dem Anlaute th zu verbannen, fo frage ich, ob denn in difem Falle das denende h vor anderen Buchstaben bleiben dürfe. Zwar bedarf man um fich Gehör zu verschaffen mancher Vermittelung: der vorgeschlagene Weg ist aber kein eigentlicher Übergang, fondern auf demfelben wird einerfeits das gleichartige und dem allgemeinen Gebrauch gleich geltende aüßerlich in zwei Teile geschnitten, die alsdann fo weit von einander abstehen, dass das Bedürfnis irer Widervereinigung auf dem

ursprünglichen Boden nicht empfunden und erkannt werden kann, und andrerſeits bleibt eine ganze ebenbürtige Reihe stehen, an der nur hie und da gemerzt wird. Bei der Wal nun zwischen der Beſeitigung aller und jeder denenden h, ſie mögen ſich eingedrängt haben wo ſie wollen, und der praktischen Nachgibigkeit gegen th in denjenigen Fällen, wo ihm der allgemeinste Gebrauch günstig ist, bedarf es nicht meiner langen Überlegung, um nach dem zweiten zu greifen." — Ich bin darüber allerdings anderer Anſicht und meine, dass auch wenn man nicht gleich alle Denungszeichen beſeitigen will, man doch mit der Entfernung des th schon ein gutes Stück vorwärts kommt, und dass ſelbst wenn man diſe noch nicht durchgreifend will, es doch immer schon wenigstens ein kleiner Gewinn und ein Anfang zum bessern ist, wenn man das falsche th auch nur aus dem In- und Auslaut beſeitigt.

Die Form enzwei statt entzwei verdient allgemeine Anname. — Statt dt schrib Grimm meist einfaches t, doch behielt er mit Recht die Formen wandte, gewandt, ſandte, geſandt bei. — Wenn ſich statt des Adjectivs tot (engl. dead) einigemale in ſeinen früheren Schriften tod findet, ſo kann das nicht als richtig angeſehen werden. Die richtige Form tot (und ebenſo töten) hat namentlich Platen in der Litteratur zur Anerkennung zu bringen geſucht. Über die Etymologie des Wortes vergleiche man W. Wackernagels Wörterbuch.

Von ſonstigen Conſonanten ſei hier nur noch bemerkt, dass Grimm in mereren Fällen, in denen auslautendes ch ſich in g abgeschliffen hat, jenes wider herzustellen verſucht hat, ſo in Werch, Essich, Fittich, Bottich, Rettich, allmählich, adelich (für adellich), untadelich, unzweifelich und mereren änlich gebildeten Wörtern, und dass er für ndd. weiches ſſ (z. B. gruffeln) einfaches ſ schrib (gruſeln).

Die Forderung, das dem f gleichlautende v deutscher Wörter durch f zu erſetzen, stellte Grimm nur als eine Forderung der Zukunft hin; ganz vereinzelt finden wir jedoch bei ihm schon einigemale f statt v geſetzt. Er ſagt

darüber: „Ahd. standen F und V inlautend noch gefondert, nhochd. fallen beide im Laut zufammen, schon mhd. wechseln fie oft gleichgültig, z. B. Nib. 1654, 2 steht geschriben '*so vriunt nâch friunden tuont*'; Jwein 6225 *vielen: empfielen;* im Jwein wird fonst *vrâgen*, *vrouwe*, in Walthers Liedern, im Parzival *frâgen, frouwe* gefetzt; der Laut unterscheidet nicht. Unnötiger Überfluss ist darum unfer nhd. *vest* neben *fest*, und wir verdecken mit *ver* und *vor* neben *für* und *fürst*, mit *voll* neben *fülle*, difer Wörter Verwandtschaft. Getrauen wir uns einmal, das V den Niderländern zu lassen, die feiner kaum entraten werden, felbst aber nur F zu schreiben, wie wir nur F aussprechen." Hier, wie bei dem th, können wir nur bedauern, dass Grimm felbst nicht mit der Reform den Anfang gemacht hat — ihm, dem allen voranstehenden rüstigsten Streiter, hätte wol gelingen können, was kein anderer fo leicht wagen durfte.

Der weiteren Forderung, welche Grimm daran knüpft, dann auch V für deutsches W zu fetzen, kann ich allerdings nicht zustimmen (Vgl. Meine Vereinfachungen).

Noch ein Punkt ist für die Schreibung der deutschen Wörter hervorzuheben, welcher schon früher, namentlich aber neuerdings durch Schleicher die Aufmerkfamkeit auf fich gezogen hat, das ist nemlich die Frage, wie weit unmittelbar zufammengehörige Wörter getrennt geschriben oder gleich den waren Zufammenfetzungen in ein Wort zufammengezogen werden follen. Auch hierin ist Grimm fer schwankend verfaren. Andrefen hat eine Blumenlefe von Trennungen, wie von Zufammenziehungen, die ihm befonders aufgefallen find, zufammengestellt. Wir finden da (die Nachweifung der Stellen fehe man bei Andrefen) die Trennungen: kopf über, rings um, gerade zu, gleich wol, über hand, hier her, bis her, nach dem, irgend wo, herab zu steigen, unter zu ordnen, nach verlangt. Dagegen: umfo mer, umfominder, umfovilmer, bisheute, vorzeiten, wonicht, den fommerlang, anhand geben, gleichgut, ir zugefallen, vorauszuschick-

kende, zuteil werden, händevoll, vollgefressen, hierhergehörend, änlichabweichend, feierlichgefasst, klarwerdend, wundernemen, nektarschenkend, gelbgefärbt, fichschwarzfärbend. Manche difer Trennungen und Zufammenziehungen find wol kaum nachamenswert, im ganzen aber ist es als eine Fortentwickelung der Sprache zu betrachten, wenn fich neue Zufammenfetzungen fest ausbilden. In Bezug auf alle folche Zufammenfetzungen gelten Grimms Worte: „Offenbar ist das zufammengefetzte Verbum unfinnlicher als das einfache.“ (Vgl. meine Bemerkungen über Schleicher, Zeitschrift für Sten. u Ort. XV, 157 Wtb. I, XLIII f.) Interessant find die in älteren Schriften Grimms fich findenden Schreibweifen: Geist- und Warheitlos, Gift- und Feuerspeiend, Fingersdick, in denen der große Anfangsbuchstabe darauf hindeutet, dass das Substantiv in der Zufammenfetzung noch als folches lebendig gedacht wird.

In Bezug auf die Fremdwörter und Namen hat Grimm im Ganzen an der Überliferung der lateinischen Orthographie festgehalten, für die er, wie für die lateinische Schrift, eine große Vorliebe hatte. Danach schrib er felbst in Namen nicht lateinischen Ursprunges gern c statt k, z. B. Carl, Conrad und feinen eigenen Namen Jacob, wozu die größere Kürze des c vor dem k villeicht etwas beigetragen hat. Die Praxis des gewönlichen Lebens wie die der deutschen Kanzleien ist im Gebrauch des k statt des c bereits um viles über Grimm hinaus gegangen und es wird das Fortschreiten des k wol niemand aufhalten können; schreibt doch der entschidenste Antiphonetiker unferer Zeit, Andrefen felbst bereits: Vokal, Konfonant, Konjugation, konfequent, Karakter u. f. w. Änlich verhält es fich mit dem z statt c in eingebürgerten Fremdwörtern. In den deutschen Namen: Adolf, Rudolf, Westfalen u. f. w. findet f nach Grimms Vorgange immer mer Anklang. Dasfelbe verdient i in: Baiern, Tirol, Kiffhaüfer etc.

Dass Grimm nach dem englischen *Briton, british* meist Brite, britisch statt Britte, brittisch schrib, habe ich schon erwähnt. Auch die jezt bei uns ſer verbreitete Weiſe Literatur mit einem t zu schreiben, ist weſentlich durch Grimm genärt worden. Die Engländer schreiben *literature,* die Franzoſen besser *litterature.* Der überwigende Gebrauch der alten Handschriften zeigt littera mit doppeltem t. Über die Etymologie des Wortes (ob von lino, oder der ſanskr. Wurzel *likh,* ritzen) wage ich hier nicht zu entscheiden.

So lange der Kampf um die Oberherschaft des phonetischen oder etymologischen Princips für die deutschen Wörter noch nicht zu einem ganz entschidenen Abschlusse gekommen ist, wird man ſich vergeblich bemühen, für die Schreibung der Fremdwörter zu einer vollen Confequenz und Übereinstimmung zu kommen.

In Bezug auf die Abbrechung der Wörter hat ſich Grimm ſer entschiden für das phonetische Princip erklärt. Er schreibt mir darüber: „Die felerhafte englische Abbrechung, welche einige unter uns nachäffen, verwerfen Sie mit allem Fug. Nach der Etymologie schreiben oder sprechen zu wollen ist Unſinn, alle lebendige Aussprache einigt ja Wurzeln und Ableitungselemente“ (Zeitschr. für Stenogr. und Orth. X, 63. Vgl. Vorrede zum Wörterb. LIX). Danach teilte Grimm gern, was durchaus zu empfelen ist: ak-ker, glok-ke, buk-kel etc. Zuweilen auch richtig ſet-zen, schat-zes. Sprachwidrig aber ist die einigemale auftretende Teilung: ſez-zen, schaz-zes etc. Einzelne Abweichungen, welche ſich finden, können gegen die bestimmten Erklärungen nicht ins Gewicht fallen. Auch darf es als ein erfreuliches Zeichen von der jugendlich frischen Kraft, die ſich Grimm stäts erhalten hat, gelten, dass ſich bei ihm Abbrechungen wie Pro-ſodie, pro-ſodisch, pa-rallel, ſy-nonym, tran-ſitiv finden, die ſich allerdings kein im Sande der Etymologie vergrabener Schulpedant verzeihen würde.

Bindezeichen hat Grimm im allgemeinen für überflüssig gehalten und in ſeinen späteren Schriften ganz

vermiden, z. B. *greif oder fassbar.* Noch mer ist dis mit dem Apostroph der Fall, der auch in mittelhochdeutschen und ältern niderdeutschen Texten gänzlich felt.

Was die Interpunction anlangt, ſo wird es niemand befremden, dass Grimm, one freilich ganz conſequent darin zu verfaren, dem genialeren Principe der franzöſischen Interpunction vor dem etwas peinlichen und pedantischen der deutschen den Vorzug gegeben hat, und oft ſelbst noch über die franzöſische Weiſe hinaus sparſam mit der Zeichenſetzung verfaren ist. Am meisten fällt die haüfige Unterlassung der Trennung aufgezälter Gegenstände durch Kommata auf, z. B. „Ein goldnes ſilbernes ehernes eiſernes Zeitalter folgen aufeinander." Gesch. d. d. Spr. 1. Wir treffen hier, wie überall, bei dem ehrwürdigen Meister manche kleine Eigenheiten, die wir mit Pietät an ihm lieb und wert halten, one ſie uns deswegen alle ſelbst aneignen zu wollen. Im Ganzen dürfte die Interpunction übrigens wol der Teil unſerer Rechtschreibung ſein, bei dem ein wirkliches Bedürfnis zu Änderungen am wenigsten vorligt.*)

Als eine beſondere Eigentümlichkeit Grimms hebt Andreſen noch den haüfigen Gebrauch der Klammern hervor, die ihm bei ſeiner knappen Schreibweiſe weſentliche Dienste leisten.

In Bezug auf Einzelnheiten der Grimmschen Schreibung, die hier unerwähnt gebliben ſind, verweiſe ich auf die Schrift von Andreſen.

Ein Rückblick auf das Erörterte zeigt, innerhalb welcher mäßigen Schranken Grimm das etymologische Princip zur Geltung zu bringen geſucht hat, und hierin erkennen wir, wie in allem, was er geschaffen, ſeinen richtigen Takt und ſeine ganze Größe. Der Sprachgelerte ist oft nur zu geneigt, ſeine etymologische Weisheit in der Schrift mer glänzen lassen zu wollen, als es dem heutigen Sprachstande entspricht und für die allgemeinen Bedürfnisse der Nation zweckmäßig ist. Auch Grimm

*) Vergl. die Aüßerung des Dr. Campe, Zeitschrift für St. u. O. XIII. p. 112.

war in diſen Feler hineingeraten bei dem ß, hat ſich jedoch, ſo bald er hierüber zur Einſicht gekommen war, mit einem klaren, festen, männlichen Entschlusse, one ein einziges Wort der Entschuldigung oder der Rechtfertigung, von demſelben frei gemacht.

Was er in Bezug auf das Wörterbuch ſagt: „Etymologie ist das Salz oder die Würze des Wörterbuchs, one deren Zutat ſeine Speiſe noch ungeschmack blibe: man mag aber auch manches gern roh genießen und lieber als verſalzen“ — möchte ich in vil höherem Maße auf die Rechtschreibung anwenden. Die phonetische Darstellung ist irer Natur nach die Grundlage, die ware unverfälschte Muttermilch der alphabetischen Lautschrift, und je mer ein Volk noch ein lebendiges Bewusstſein des innern Gefüges und der natürlichen Kraft ſeiner Sprache hat, um ſo weniger bedarf es für ſeine Schrift des etymologischen Salzes. Mögen wir das Vorherschen des etymologischen Principes den an gewürztere Speiſen gewönten Franzoſen und Engländern überlassen, wir Deutsche werden uns bei einfacherer, weniger gewürzter Hausmannskost woler befinden. Mit vollem Recht ſagt Heyſe: „Es gibt ein doppeltes Princip für die Orthographie, das phonetische und das etymologische. *Für Stammsprachen, wie die deutsche, muss das etymologische Princip, wo es mit dem phonetischen streitet, lezterem weichen. In ſecundären Sprachen dagegen, wie im Franzöſiſchen und Englischen, ist die Desorganiſation zu groß, als dass die Schrift bloß der Aussprache folgen könnte one Rückſicht auf die Etymologie.*“ — Von diſem Grundſatze aus hat Heyſe namentlich die unſerem Lautstande allein entsprechende Trennung von ss und ß aufrecht erhalten, wenn er auch die phyſiologische Grundlage diſer Trennung noch nicht ganz richtig erkannt hatte. — Ganz freilich werden auch wir des Salzes der Etymologie uns nicht entschlagen wollen — mögen wir uns durch maßvolle Anwendung desſelben als echte Jünger des großen Meisters zeigen.

Es ſei mir nun am Schlusse noch eine kurze Zuſammenfassung gestattet. Man wird aus meiner eigenen Schreibweiſe erſehen, in wie vilem ich mit Grimm übereinstimme; Grimm ſelbst ſagt darüber: „Worin wir uns beide unterscheiden, das ligt darin, dass ich in einigem noch nicht ſo weit gehe als Sie, Sie in anderem nicht ſo weit als ich.“ (Vgl. meine Vereinfachungen und Zeitschr. f. St. u. O. X, 62). Die Hauptpunkte, in denen dis der Fall ist, ſind folgende:

1) hielt Grimm die Beſeitigung der Majuskeln der Substantiva für die Hauptſache, wärend ich ſie für eine untergeordnete Nebenſache halte.

2) In der Beſeitigung der Denungszeichen und des falschen th wünsche ich ein kräftigeres Vorgehen als wir es bei Grimm finden.

3) Das für früheres kurzes i stehende ie verwerfe ich, wie es Grimm in früherer Zeit getan und wie es auch Schleicher tut.

4) Die Verdoppelung von s und ſ (wie die der übrigen Conſonanten) am Schlusse des Stammes und vor antretendem Flexionsconſonanten behalte ich bei und unterscheide ss und ß nach der ſog. Heyſeschen Regel, der ich jedoch ſeit 1863 eine etwas andere Bngründung zu geben verſucht habe als meine Vorgänger.*)

Möchte wenigstens ein erster Schritt zur Verbesserung unſerer Rechtschreibung das Denkmal ſein, welches das deutsche Vaterland dem hochverdienten Meister in dankbarer Anerkennung zur Feier des funfzigjärigen Bestehens ſeiner deutschen Grammatik ſetzte.

*) Vergleiche meine Schrift über die Phyſiologie der S-Laute. Berlin. 1863.

Druck von G. Bernstein in Berlin.









Fram









Es ſei mir nun am Schlusse noch eine kurze Zuſammenfassung gestattet. Man wird aus meiner eigenen Schreibweiſe erſehen, in wie vilem ich mit Grimm übereinstimme; Grimm ſelbst ſagt darüber: „Worin wir uns beide unterscheiden, das ligt darin, dass ich in einigem noch nicht ſo weit gehe als Sie, Sie in anderem nicht ſo weit als ich.“ (Vgl. meine Vereinfachungen und Zeitschr. f. St. u. O. X, 62). Die Hauptpunkte, in denen dis der Fall ist, ſind folgende:

1) hielt Grimm die Beſeitigung der Majuskeln der Substantiva für die Hauptſache, wärend ich ſie für eine untergeordnete Nebenſache halte.

2) In der Beſeitigung der Denungszeichen und des falschen th wünsche ich ein kräftigeres Vorgehen als wir es bei Grimm finden.

3) Das für früheres kurzes i stehende ie verwerfe ich, wie es Grimm in früherer Zeit getan und wie es auch Schleicher tut.

4) Die Verdoppelung von s und ſ (wie die der übrigen Conſonanten) am Schlusse des Stammes und vor antretendem Flexionsconſonanten behalte ich bei und unterscheide ss und ß nach der ſog. Heyſeschen Regel, der ich jedoch ſeit 1863 eine etwas andere Bngründung zu geben verſucht habe als meine Vorgänger.*)

Möchte wenigstens ein erster Schritt zur Verbesserung unſerer Rechtschreibung das Denkmal ſein, welches das deutsche Vaterland dem hochverdienten Meister in dankbarer Anerkennung zur Feier des funfzigjärigen Bestehens ſeiner deutschen Grammatik ſetzte.

*) Vergleiche meine Schrift über die Phyſiologie der S-Laute. Berlin. 1863.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

